

Thriller und Tagespresse

Das Verhältnis zwischen Tagesaktualität und Kriminalliteratur

VON WOLFGANG KAES

Kürzlich widmete der Westdeutsche Rundfunk dem Thema Kriminalroman einen Hörfunk-Themenabend. Da war auch Hejo Emons zu hören, Eigentümer eines mittelständischen Kölner Buchverlags, der Frank Schätzing entdeckt und dessen erste Romane veröffentlicht hat. Was Hejo Emons sagte, hat mich beeindruckt und beschäftigt. Denn der Kölner Verleger sprach weder über betriebswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnungen noch über die geheimen Gesetze der Unterhaltungsbranche – sondern über Politik: Emons behauptete, der Kriminalroman sei derzeit das einzige Medium, das gesellschaftspolitische Zustände, Hintergründe und Trends in Deutschland hinreichend beschreibe.

Wie bitte? Das hört man als Journalist nicht gern. Denn rund ein halbes Jahrhundert lang (vom Zusammenbruch des Nationalsozialismus bis zum Siegeszug des Internet) war unser Berufsstand unangefochten Monopolist in Sachen Informationsvermittlung und Meinungsbildung. Wir Journalisten entschieden tagtäglich über die Massenmedien Zeitung/Zeitschrift, Hörfunk und Fernsehen, was wichtig und was unwichtig ist, was »die Massen« wissen müssen – und was nicht.

Leser und Nichtleser

Wissen ist Macht. Und Macht macht eitel. Eitelkeit verstellt mitunter den Blick auf die sich verändernden Bedürfnisse einer Gesellschaft. Wir Journalisten beklagen, dass junge Leute nicht mehr zur Zeitung greifen. Weil junge Leute nicht mehr lesen, fügen wir hinzu – denn wir benötigen eine bequeme Erklärung, die keineswegs eigenes Unvermögen erkennen lassen darf. Wir benennen die angeblich generelle Lese-Verweigerung jüngerer Generationen gern als Ursache für die schwindende Reichweite des klassischen Mediums Tageszeitung.

Verwechseln wir Ursache und Wirkung? Wie kommt es, dass Kinder und Jugendliche, die angeblich nicht mehr lesen, plötzlich »in Massen« bereit sind, die von Mal zu Mal dickeren Bücher der schottischen Bestseller-Autorin Joanne K. Rowling zu lesen? Wie kommt es, dass *Der Schwarm* mit seinem doch eigentlich sperrigen naturwissenschaftlichen Generalthema ein Bestseller werden kann, obwohl das Buch 1.000 Seiten dick ist, während zugleich nicht wenige Zeitungsmacher als Universallösung des Nichtleser-Problems den »Häppchen-Journalismus« und maximal 80 Zeilen pro Artikel predigen?

Gibt tatsächlich die Länge eines Textes den Ausschlag? Darauf mag vielleicht folgendes Erlebnis eine Antwort geben: Unmittelbar bevor ich mich an einem sonnigen Samstagmorgen an den ersten Entwurf dieses Aufsatzes machte, setzte ich mich mit einer Tasse Kaffee auf den Balkon, um in die Wochenend-Ausgabe jener Zeitung zu schauen, deren drei letzte Seiten ich verantworte. Ich überflog die obere Hälfte der Titelseite, in der Hoffnung, dort seien die für mich und andere Leser bedeutsamsten Nachrichten des Vortages versammelt. Ein Foto zeigte Frankreichs Präsident Chirac bei der Militärparade am 14. Juli. Ich erfuhr in den vier unterlegten Zeilen (außer der Banalität, dass die Franzosen jedes Jahr am 14. Juli ihren Nationalfeiertag begehen), dass sich der 73-Jährige bei dieser Veranstaltung nicht zu einer möglichen Kandidatur für eine dritte Amtszeit geäußert habe (was ich auch gar nicht erwartet hätte, bei dem Lärm der Panzer, Düsenjets und Blaskapellen). Dann fiel mein Blick auf die neben dem Solo-Foto platzierte Aufmachung mit der Schlagzeile »Merkel: Wille zur Integration«. Ich zitiere die ersten fünf Sätze des Berichts:

Bundeskanzlerin Angela Merkel sieht gute Chancen, die Einbindung von Ausländern in die deutsche Gesellschaft »künftig wirklich voranzubringen«. Beim gestrigen Integrationsgipfel im Kanzleramt habe sie »den festen Willen gespürt, die Probleme miteinander anzupacken«. Merkel erklärte, sie sei mit dem Gipfel »außerordentlich zufrieden«. Die Kanzlerin nannte das gestrige Treffen in Berlin »ein fast historisches Ereignis«. Vizekanzler Franz Müntefering betonte, es gehe vor allem um ...

Nach diesen fünf Sätzen stellte ich die Lektüre ein. Zum Thema passte zufällig (ohne Seitenverweis) der Bericht auf der letzten Seite der Zeitung, dem so genannten »Vermischten« (nach Ansicht vieler Politik-Redakteure die völlig überflüssige Abfallgrube jeder Zeitung): Ein in Deutschland lebender türkischer Jugendlicher erstach seine schwangere, unverheiratete, minderjährige Schwester, um die besudelte Familienehre wiederherzustellen. Aber diesen Bericht musste ich nicht mehr lesen, weil ich ihn am Vorabend selbst redigiert hatte.

Ich bin ein leidenschaftlicher Zeitungsläser. Man hat mir früh beigebracht, dass Zeitung lesen wichtig ist. Ich bin älter als die »Spaßgeneration« und habe noch gelernt, dass Lesen nicht nur Lust, sondern auch Arbeit bedeuten kann. Aber an diesem Morgen legte ich, abgeschreckt von der Titelseite, die Zeitung nach nicht ganz fünf Minuten beiseite und widmete mich lieber

diesem Aufsatz. Ich hatte mich also ganz unbewusst so verhalten wie viele Nicht-Zeitungsleser.

Ich griff am folgenden Sonntag dann doch noch einmal zur Zeitung und las im Wochenend-Journal 236 (!) Zeilen (subjektiv »gefühlte« Zeilenzahl: 36) über Anne Franks frühe Kindheitsjahre im holländischen Exil. Der Text des Feuilleton-Kollegen war sorgfältig recherchiert, dramaturgisch klug aufgebaut und exzellent formuliert. Ich war während und noch lange nach der Lektüre emotional sehr berührt, ich hatte zudem Neues erfahren, dazugelernt (obwohl ich bislang überzeugt gewesen war, schon alles Wichtige über das Schicksal des Mädchens zu wissen), ich habe mir dank der gewählten Sprache ein Bild machen können von jener Zeit, fast schon, als träte ich physisch eine Zeitreise an, ich erlebte Kino im Kopf, und, ja, ich fühlte mich gut unterhalten.

Dichtung und Wahrheit

Vielleicht lässt sich über diesen Ansatz der Erfolg von Polit-Thrillern als moderne Spielart des Kriminalromans erklären: Gut gemachte (heißt: gut recherchierte, gut dramatisierte und gut geschriebene) Polit-Thriller machen gesellschaftspolitische Zustände begreifbar, nachvollziehbar, vor allem aber emotional fühlbar. So stillen sie den Hunger des Publikums nach (politischer) Erkenntnis, die weit über das in Tageszeitungen referierte politische Tagesgeschehen hinausgeht.

Das unterscheidet den Polit-Thriller übrigens auch signifikant vom klassischen (britischen) Kriminalroman, in dem auf den letzten Seiten gewöhnlich ein mit beneidenswerter Intelligenz gesegneter (Hobby-)Detektiv im Kaminzimmer des noblen Landsitzes die versammelte Schar der Verdächtigen und nicht zuletzt uns Leser mit seinen scharfsinnigen Schlussfolgerungen beeindruckt und zugleich beschämt, weil wir so dumm waren, zwischenzeitlich wie Lemminge den vom Autor gelegten falschen Spuren zu folgen, während wir die bedauernswerte, zu Beginn des Buches entdeckte Leiche mit ihrer aseptischen Biografie am Ende des Buches fast schon wieder vergessen haben, weil sie ohnehin nur dazu diente, den begnadeten Ermittler und seinen Scharfsinn in Szene zu setzen. Mich erinnert diese Art Kriminalroman eher an Kreuzworträtsel: Es macht mitunter Spaß, sich damit zu beschäftigen, aber es hat mit unserer Lebenswirklichkeit reichlich wenig zu tun.

Während die Zeitungen den geeigneten Weg aus der Misere der Informationsvermittlung noch nicht gefunden haben, nährt der Polit-Thriller als zeitgemäße Weiterentwicklung des klassischen Kriminalromans die Hoffnung auf ein Medium, das uns die Welt (oder wenigstens jeweils einen kleinen Ausschnitt der Welt) erklärt, ein Medium, das uns einen Kompass in die Hand gibt und uns lehrt, damit umzugehen, dass es in komplexen und seit dem Fall des Eisernen Vorhangs zunehmend unübersichtlichen politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Systemen keine einfachen Wege zur Wahrheit gibt. Menschen neigen zu monokausalem Denken, sehnen sich stets nach der einen Ursache für die eine Wirkung. Politiker wie Politikjournalisten fördern dieses

monokausale Denken allein schon aus taktischen Erwägungen, weil es ihre Arbeit ungemein erleichtert (etwa: Ganztagschulen lösen nun das Pisa-Problem). Die Konsumenten von Politik und Politik-Berichterstattung folgen dem vorgeschlagenen bequemen Denkmuster zunächst bereitwillig und wundern und ärgern sich erst später, wenn sich keine befriedigende Lösung des Problems eingestellt hat. Hier können Polit-Thriller ihre Chance nutzen, verständlich zu machen, dass die Welt nun mal leider nicht schwarz-weiß und rechteckig ist. Das allerdings lässt sich in 500 (spannenden) Buchseiten auch zweifellos verständlicher darstellen als in 50 Zeitungszeilen.

Zur Ehrenrettung der Tageszeitung sei an dieser Stelle eingeräumt: Thriller-Autoren haben es aus einem weiteren Grund einfacher, auf Missstände hinzuweisen. Journalisten müssen stets Ross und Reiter und ihre Quellen nennen. Sie müssen oft genug die Gegenseite zu Wort kommen lassen, selbst wenn die Gegenseite lügt. Sie müssen ihre Recherchen nicht nur auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen, sondern darüber hinaus auf ihre juristische Unanfechtbarkeit. Kaum ein mittelständischer Zeitungsverlag kann sich eine gerichtliche Auseinandersetzung durch sämtliche Instanzen beispielsweise mit einem juristisch hochgerüsteten Konzern leisten, selbst wenn der beklagte Redakteur (auch nach Auffassung der Leser) moralisch im Recht ist. Hoffen wir zudem, dass jener Konzern kein Anzeigenkunde ist: Jede deutsche Tageszeitung finanziert sich nur zu ca. 30 Prozent aus den Abos der Leser. Der Thriller-Autor hingegen braucht dem Konzern lediglich einen neuen Namen zu geben.

Im modernen Polit-Thriller geht es weniger um den Täter (und dessen Ermittlung, Festnahme, Bestrafung) als vielmehr um dessen Tat und dessen Opfer – als Ausdruck, als Ursache oder Folge eines politischen Zustandes. Mitunter verschwimmen gar die klassischen Opfer-Täter-Konturen, ohne die ein Agatha-Christie-Krimi gar nicht denkbar gewesen wäre. Was und wer ist in John Le Carrés Büchern gut und böse? Das gilt schon für die frühen Geheimdienst-Romane des britischen Ex-Diplomaten, die in der Ära des Kalten Krieges und des Ost-West-Konflikts spielen und uns lehren, dass Gut und Böse keineswegs schon alleine geografisch zu definieren sind, noch stärker aber für seine Werke, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs entstanden. Sein erfolgreich verfilmtes Alterswerk *Der ewige Gärtner* beschreibt eindrucksvoll die Chancenlosigkeit der schwarzen Bevölkerung Afrikas, wehrt sich aber einfachen Schuldzuweisungen. Wir erleben die kriminellen Machenschaften eines westlichen Pharma-Konzerns, der aber chancenlos wäre ohne die Kooperation einheimischer, korrupter Macht-Eliten. Der Protagonist Justin Quayle, britischer Diplomat und leidenschaftlicher Hobby-Gärtner, symbolisiert die sträfliche Teilnahmslosigkeit westlicher Demokratien (da geht der Autor mit seinem früheren Job hart ins Gericht). Selbst seine ermordete Ehefrau Tessa, die politische Aktionistin und Kämpferin für die gute Sache, entpuppt sich in Rückblenden als ein Mensch, der Fanatismus und egoistisches Streben nach Selbstverwirklichung unter dem wärmenden Mantel der Nächstenliebe verbirgt. Die Geschichten jedoch, die der Ex-Diplomat John Le Carré erzählt, sind im Wesentlichen frei erfunden. Ist denn der Versuch, mit

fiktiven Geschichten politische Realität reflektieren zu wollen, überhaupt redlich? Ja! Bei den Recherchen für mein Buch *Die Kette*, das sich (in einer fiktiven Geschichte) mit den Ursachen und den Folgen religiös motivierten Terrors und dem historisch wechselvollen Spannungsverhältnis der monotheistischen Weltreligionen beschäftigt, stieß ich in der Alhambra im andalusischen Granada zufällig auf eine arabische Inschrift: »Eine Fabel ist eine Brücke, die zu den Ufern der Wahrheit führt.« Dieser mehr als ein halbes Jahrtausend alte Satz wurde für mich zu einer Art Leitfaden meiner Arbeit. Der schwedische Bestseller-Autor Henning Mankell, ein durch und durch politischer Mensch, der in seinen Büchern sorgsam recherchierte politische Themen wie etwa das globale Nord-Süd-Gefälle aufgreift und in spannende, fiktive Geschichten umsetzt, so dass die Folgen am Beispiel einzelner Menschen im geografischen Nahfeld sichtbar und fühlbar werden, schrieb einmal, er nehme sich die dichterische Freiheit, notfalls auch die Kirchtürme seiner kleinen südschwedischen Heimatstadt Ystad umzusetzen, wenn es nur der Dramaturgie diene.

Der einzelne Kirchturm ist nicht wichtig, um beim Erzählen einer fiktiven Geschichte wahrhaftig zu sein. Entscheidend ist vielmehr die sorgfältige und umfassende Recherche des Generalthemas, auch wenn nach meiner Erfahrung allenfalls 20 Prozent des zuvor mühsam recherchierten Materials unmittelbar ins Buch einfließen. Das schmerzt einen Journalisten, aber gerade gelernte Journalisten machen als Thriller-Autoren schnell den Fehler, beim Schreiben zu didaktisch zu verfahren, den Text mit Fakten zu überfrachten, die Intelligenz (nicht die Bildung) der Leser zu unterschätzen und damit zu langweilen.

Verleger Hejo Emons hat also mit seiner bewusst überspitzten Bemerkung im WDR durchaus Recht, was den Kern seiner Aussage betrifft. Umberto Eco beispielsweise hat mit seinem Kloster-Thriller *Der Name der Rose* mehr Menschen Einblick in das Mittelalter gewährt als vermutlich jeder Journalist (oder Sachbuch-Autor). Maj Sjöwall und Per Wahlöö spiegelten in ihren zehn Büchern zehn Jahre schwedische Gesellschaft und die Schattenseiten des Wohlfahrtsstaates. Sogar das spätere politisch-gesellschaftliche Klima Schwedens, das die Nicht-Aufklärung des Mordes an Olof Palme im angeblich heilen Modellstaat ermöglichte, nahm das Autoren-Ehepaar prophetisch vorweg. Wie viele deutsche Zeitungsleser hätten sich (wohlgemerkt vor dem Attentat) freiwillig mit dieser schwedischen Thematik beschäftigt?

In *Das Lastauto* beschreibt Per Wahlöö (ohne seine Frau und Co-Autorin) das Scheitern einer Aussteiger-Kommune aus jungen, verträumten West- und Nordeuropäern im Franco-Spanien der 50er Jahre. Wie das politische Klima einer Diktatur selbst die mediterrane Postkarten-Idylle der Costa Brava in ein alles erstickendes Grau hüllt, wie die Unfreiheit und die allgegenwärtige Überwachung des Einzelnen durch den Staat das gesellschaftliche Leben trotz der sengenden Sonne erfrieren lässt, ist beim Lesen fast körperlich schmerzhaft spürbar.

Nicht nur aktuelle Politik, sondern auch Zeitgeschichte reizt Thriller-Autoren – im besten Falle auch, um den historischen Kontext aktueller Politik zu verdeutlichen. Zwei meines Erachtens bemerkenswert gelungene Beispiele jüngerer Zeit stammen aus der Feder eines britischen Autors: Robert Wilson beschreibt in *Tod in Lissabon* das »neutrale« Portugal unter Diktator Salazar während des Zweiten Weltkriegs. In *Der Blinde von Sevilla* zeichnet Wilson ein differenziertes Bild der modernen andalusischen Gesellschaft, die sich kollektiv müht, den Bürgerkrieg und die Franco-Ära zu verdrängen und zu vergessen – wenn nicht (zumindest gilt das für den Protagonisten und neuen Leiter der Mordkommission in Sevilla) die eigene Familiengeschichte überraschend dazu zwingt, die Augen weit zu öffnen und sehr genau hinzuschauen.

Kunst und Kommerz

Natürlich ließen sich weitere Positiv-Beispiele anfügen. Dass es sich bei den oben genannten und gelobten Autoren ausschließlich um nicht-deutsche Autoren handelt, ist kein Zufall. Der deutsche Polit-Thriller steckt noch in den Kinderschuhen und hat einen gewaltigen Vorsprung aufzuholen. Es gibt unter deutschen Autoren (wie im deutschen Journalismus) eine gewisse Scheu, Dinge beim Namen zu nennen. Extremes Beispiel: Während es beispielsweise für amerikanische Autoren (und Drehbuchautoren) kein Problem darstellt, einen (mehr oder weniger fiktiven) US-Präsidenten als üblen Schurken und Drahtzieher dunkler Machenschaften darzustellen, wäre es in Deutschland derzeit nahezu unmöglich, in einem Polit-Thriller einen (fiktiven) Bundeskanzler mit diesen negativen Charaktereigenschaften auszustatten – weder in der gedruckten noch in der verfilmten Version.

Nachholbedarf existiert in Deutschland vor allem aber beim professionellen Umgang mit dem Handwerkszeug. Es genügt nicht, eine Botschaft und ein Mitteilungsbedürfnis zu haben. Schreiben ist eine Kunst. Dramatisieren ist eine Kunst. Dazu gehört auch Talent, gepaart mit Fleiß, vor allem bei der vorangehenden Recherche. Der spanische Flamenco-Gitarrist Paco de Lucia hat einmal gesagt: »Große Kunst besteht zu zehn Prozent aus Inspiration und zu 90 Prozent aus Transpiration.« Dies gilt nicht zuletzt auch für gute Polit-Thriller: Schreiberische und kompositorische Begabung muss sich mit Recherche-Kompetenz paaren. Für mein jüngstes Buch *Herbstjagd*, das sich u. a. damit beschäftigt, dass Stalking in Deutschland immer noch keine Straftat im juristischen Sinne ist (zumindest bei Erscheinen im September 2006 immer noch nicht war), habe ich etwa doppelt so lange recherchiert wie anschließend geschrieben. Vielleicht bringt es die journalistische Vita mit sich, dass ich ohne vorherige gründliche Recherche außerstande wäre, auch nur eine einzige Zeile zu Papier zu bringen.

Dieser Aufsatz erschien in etwas erweiterter Form unter dem Titel »Stoff für Unterhaltung« erstmals im Dezember 2006 in *POLIS. Report der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung*, Heft 4/2006 – Schwerpunkt: Polit-Thriller, S. 9-12.

Wir danken Autor, Redaktion und dem Westermann Verlag (Braunschweig) für die freundliche Genehmigung des Abdrucks.